

Steinmar, ein schweizerischer Dichter des 13. Jahrhunderts

Autor(en): **Corrodi, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **25 (1921)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572155>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

dort ist das schöne Land. Von ihrem Atem erwachten die Sterne, Tiere, Bäume und Blumen, und erzählten ihr von dem lieblichen Reich ihrer Sehnsucht, bis sie einschlief; und der Traum trug sie in das Wunderbare. Jeden Morgen fand sie einen glänzenden, buntfarbigen Stein in ihrem Herzen, den die Gefährten der Nacht ihr zum Andenken zurückgelassen hatten. Und während sie noch einmal zärtlich all das Schöne überdachte, stürmten die Buben des Dorfes schon an ihr vorbei zur Schule und riefen: „Dumme Marie, dein Höcker ist bald größer als du!“ Ehe sie die garstigen Worte begriffen hatte, waren sie schon fort. Sie sah sich über die Schulter ihren Buckel an und dachte traurig: „Er verdeckt mich ganz.“ Einen wilden Schmerz empfand sie darüber und eilte den Kindern nach, riß ihr Herz auf und schüttete die klaren, hellen Steine, die in ihm verwahrt lagen, unter sie; aber sie fielen auf schmutzigen Boden und verloren allen Schimmer und Glanz. Marie glaubte vor Kummer sterben zu müssen; erst im milden Leuchten der Nacht löste sich ihre Zunge; sie schrie den Vertrauten zu: „In mir ist kein Raum mehr für eure Herrlichkeiten; schenkt mir einen Menschen, dem ich wiedergeben darf, was ich von euch empfangel“

„Habe Geduld,“ antworteten sie; „das Land der Liebe soll dein werden; noch hast du Tränen in dir, die nicht eingetauscht sind gegen unvergänglichen Edelstein.“

„Das Land der Liebe!“ Der armen Marie, da sie nun ihre Sehnsucht mit Namen rufen konnte, schlug das Herz in froher Seligkeit; um sie herum blühten Blumen auf in der Farbe jungen Wiesengrüns. Ihr Körper verlor alle Schwere; Melodien rannen von ihren Lippen; ihren lieblichen Gesang nahmen Vögel auf ihre Flügel und trugen ihn als ersten Gruß in weite Ferne. Sie sah ihnen nach: „Wohin fliegt ihr?“ Als Antwort fächelten ihr Schmetterlinge süßen Duft zu. Nun wußte sie, daß sie dem Reich der Liebe nahe war; zwei lezte Tränen schimmerten in ihren Augen, der Freude entgegen.

Als die Bewohner des Dorfes Marias Glück sahen, liefen sie zusammen und schrien einer dem andern zu: „Der Buckel wird närrisch; er fängt an zu tanzen!“ Marie fühlte aber den Spott nicht mehr; sie folgte den Vögeln, und als das Reich ihr sichtbar wurde, zersprang ihr häßlicher Buckel, und zwei Flügel, die aus ihrem Leid gewachsen waren, hoben sie auf und trugen sie zum Königsthron. Dort legten sie sich um ihren Körper zu einem schimmernden Gewande. Der König sprach: „Wie schön bist du! Hast du noch mehr als diesen Glanz?“ Sie nahm ihr Herz in beide Hände und sprach: „Geben und nehmen war seine Sehnsucht; willst du es haben?“ Der König beugte sich tief über die Gabe und küßte das Herz; dann legte er es zu dem seinen; dort glühte es auf in dem wundersamen Feuer der Liebe.

Steinmar, ein Schweizerischer Dichter des 13. Jahrhunderts.

Von Hans Corrodi, Zürich.

Das 12. und 13. Jahrhundert bilden eine der glanzvollsten Epochen in der Kulturentwicklung Europas: eine Hochflut religiösen Empfindens erfaßte die christlichen Völker des Abendlandes und warf sie in immer neuen Wellen nach dem Orient zur Erlösung des heiligen Landes aus den Händen der Heiden; sie fand ihren Ausdruck in den Wunderwerken der Gotik, sie brachte das Rittertum zur höchsten Entfaltung und machte es zu einem Kulturfaktor ersten Ranges. In den ritterlichen Epen gestaltete es sein Erleben

in künstlerischer Form, im Minnesang hinterließ es uns die Zeugnisse seiner Empfindungen, vor allem seiner Sitte, seiner Zucht, seiner Mode: des Frauendienstes.

Im Werk Walters von der Vogelweide erreicht die eigentümliche literarische Moderichtung des Minnesanges ihren Gipfelpunkt; Walter nimmt noch einmal die konventionellen Minnemotive auf, übergießt sie mit dem Zauber seiner Anmut, gibt ihnen zugleich die zierlichste Schönheit und die größte innere Wahr-

heit und Tiefe. Aber er begnügt sich nicht mit dem Kränzlein dieser künstlichen gezüchteten und verwelkten Blumen — seine dichterische Kraft fühlt sich beengt, sie sprengt den engen Kreis, erweitert mächtig die Zahl ihrer Motive, indem sie wirklichkeitsfroh ins Leben hineingreift und dieses in mit hellen Augen geschauten, kräftig gestalteten, einprägsam gezeichneten Bildern festhält: in den sog. „Sprüchen“. Aber auch in diesen Zeit- und Weltbildchen bleibt Walter ein höfischer Dichter, ein Edelmann; er faßt sein Thema gar zierlich und behutsam mit spitzen Fingern und betrachtet es aus gehöriger Entfernung, um es dann mit fast epigrammatischer Kürze zu formulieren, ohne je in breite, realistische Ausmalung zu verfallen.

Und in dem Momente, wo die bare Realität machtvoll und unwiderstehlich in den Flitterpuß und die Theaterwelt des Minnesanges einbricht, wo das Seufzen und Schmachten der herzeleidenden Ritterschaft, das Kokettieren mit Gefühlen und Gefühlchen untergeht im wilden Jauchzen und derben Gelächter der Bauernbursche, im Lärm und Gejohle und Dröhnen des Tanzbodens, fährt Walter komisch entsetzt auf: „O wê, hovelichez singen!“ Vor Zorn muß er lachen über die frevelhaften Schreier,

„die tuont sam¹⁾ die frösche in eime sê,
den ir schrien also wol behaget...“

Diese Revolution, dieser Einbruch der Wirklichkeit und des Bauernstandes in die Literatur ist das Werk des großen Rivalen Walters: Neidharts von Reuental. Zehn bis zwanzig Jahre nach Walter geboren, gegen 1180 in der Nähe von Landshut in Bayern, war dieser blutarme Lehensmann, wahrscheinlich hochbegabte Komponist und Typus eines naiven Dichters, berufen, unbewußt und sicher gegen seinen Willen dem tönernen Koloß der höfischen Frau Minne die Füße unter dem Leibe wegzuschlagen.

Die Schweiz, an der Peripherie des deutschen Sprachgebietes gelegen, macht die ganze Entwicklung des Minnesanges in epigonenhafter Parallele mit. Graf Rudolf von Fenis (um nur die bedeutendsten zu nennen) knüpft an die

provenzalischen Troubadours an, mit viel Fleiß und Ausdauer aber wenig dichterischer Kraft und Originalität, Ulrich von Singenberg, der Truchseß von St. Gallen, folgt Walter von der Vogelweide als getreuer Nachahmer und überseht dessen höfisch feine, von Anmut übergossene Art in die etwas schwerfälligere, mit Erdgeruch behaftete des schweizerischen Ritters.

Steinmar und Hadlaub stehen unter dem Einfluß Neidharts und der realistischen Richtung. Unter allen schweizerischen Minnesängern ist Steinmar der bedeutendste, der einzige, dessen Lied und Ton über die trennenden sechs Jahrhunderte hinweg im Gebildeten der Gegenwart noch Resonanz erwecken kann. Die Lieder²⁾ Steinmars — es sind ihrer 14 — sind uns in der Pariser Liederhandschrift (auch Manessische Handschrift genannt, da sie wahrscheinlich auf die in den Gedichten Hadlaubs erwähnten Liederbüchlein des Ritters Rüdiger Manesse in Zürich zurückgeht) überliefert, unter dem Namen „her Steinmar“.

Wer war dieser Ritter Steinmar?

Wir wissen es nicht und sind auf bloße Vermutungen angewiesen. Der Name ist in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in der Schweiz oft bezeugt, am häufigsten — gegen 40 Mal — erscheinen in alten Urkunden zwei Brüder, Konrad und Berchtold Steinmar. In einem dieser Brüder, und zwar in Berchtold, will man den Dichter dieser Lieder sehen. Irgend einen direkten Beweis dafür besitzen wir nicht (es wäre ein Trugschluß, wollte man annehmen, der bekannte Sänger des oft nachgeahmten Herbstliedes müsse mit dem am häufigsten beurkundeten Steinmar identisch sein; denn gerade die größten und berühmtesten Dichter des Mittelalters sind urkundlich gar nicht zu fassen); aber auf Grund dieser Annahme schließen sich doch alle im Dunkel der Zeit noch erkennbaren Züge zu einem ziemlich geschlossenen Bilde zusammen.

Die beiden Brüder Steinmar waren nämlich Dienstleute des Ritters Walter von Klingon, der in der Schweiz das

¹⁾ (Sam = wie).

²⁾ Herausgegeben von Karl Bartsch in „Die schweizerischen Minnesänger“, Huber, Frauenfeld.



W. L. Lehmann, Zürich.

Aufgehender Mond, Sylt.
Ölgemälde.
Phot. Ernst Lindt, Zürich.

Ideal des höfischen Minnesanges noch einmal aufleben lassen wollte, persönlich mit süddeutschen Minnesängern, so mit Herrn Bruchhart von Hohenfels und dem Schenken Ulrich von Winterstetten verkehrte und selber mit mehr Begeisterung und Fleiß als dichterischer Kraft Lieder eines flachen Epigonen sang. Diese höfisch-literarische Umgebung erklärt auf sehr natürliche Weise die Spuren und Anklänge, welche die Dichtungen jener genannten Minnesänger und anderer, so Gottfrieds von Meissen und des Tannhäusers in den Liedern Steinmars zurückgelassen haben. Walter von Klingen stand als mächtiger Adeliger in engen Beziehungen zu Rudolf von Habsburg; dieser erscheint mit Steinmar zusammen als Zeuge in Urkunden Walters von Klingen. Diese persönliche Bekanntschaft mit dem Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation erklärt uns Steinmars Anwesenheit im Osten des Reiches. Im dritten Liede sagt er:

Habe ich gên ir valschen muot¹⁾,
der ich sender²⁾ diene,
so geschehe mir niemer guot³⁾
und müez⁴⁾ ich von Wiene
niemer komen mit fröiderlichem muote.
[Bin ich gegen sie falsch gesinnt,
der ich Liebestanker diene,
so widerfahre mir nimmer Gutes
und möge ich von Wiene
nie mehr mit freudigem Sinne fortkommen.]

Im zwölften Liede klagt er:

Bil der kalten nachte
liden wir uf dirre⁵⁾ vart⁶⁾,
die der künic gên Wîssen vert⁷⁾.
wê, dazs⁸⁾ ie so spaetiu wart!
[Biel kalte Nächte
leiden wir auf dieser Heerfahrt,
die der König nach Meissen fährt.
Weh, daß sie eine so späte wurde!]

„Von Wien“! Kaiser Rudolf besiegte in den Jahren 1276—1278 den König Ottokar von Böhmen; zu diesem Feldzug bot er nach einer Kolmarer Chronik alle ihm persönlich bekannten Ritter auf; Walter von Klingen nahm selber an dem Zuge nicht teil, stellte aber vielleicht seinen

Dienstmann Bertold Steinmar, der bezeichnenderweise in diesen Jahren aus den Urkunden verschwindet, Rudolf zur Verfügung. Für die Heerfahrt des Königs nach Meissen ist eine einleuchtende Erklärung noch nicht gefunden.

Auch Steinmar ist ein Epigone, wie die andern schweizerischen Minnesänger. Er ist es nicht von Natur; er trug durchaus das Zeug zu einem echten und rechten Dichter in sich: eine ursprüngliche Schöpferkraft, eine hervorragende Gestaltungsgabe, und die nötige Beherrschung der äußeren Form. Er ist Epigone, weil er in eine Zeit des ausgeprägtesten Epigontums hineingeboren wurde, in eine Zeit des raschen Niederganges der tragenden künstlerischen Zeitstimmung, in eine Zeit der Zerfetzung eines überlebten Stiles. So schwankt er denn zwischen der idealisierenden Richtung des Minnesanges, die längst zum innerlich hohlen Theaterflitter entartet war, und der sie bekämpfenden neuen Richtung der realistischen Bauernpoesie, die von Meidharts Höhe nur allzu rasch in gemeine Rohheit niedersank, hin und her. Es fehlt Steinmar die Einheit des Stils, weil seiner Zeit die Einheit des künstlerischen Willens fehlte.

Als Anfänger nimmt er die Motive und die Form der höfischen Poesie wieder auf, aber nicht, wie seine Vorbilder Meissen und Winterstetten, um eine virtuosenhafte Meisterschaft der Form in raffinierten Reimkünsten glänzen zu lassen, sondern um sie mit neuem Leben zu füllen, mit Bildern, die nur wirkliche Empfindung ihm eingeben konnte. In seinem einfachsten und wahrscheinlich ersten Gedicht (Nr. 2) bleibt er noch durchaus in den Schranken des Herkommens: der Gedanke an die Geliebte trägt seinen sehnenenden Sinn in die Lüfte empor wie den edeln Falken sein Gefieder. Dieser Gedanke ist sehr hübsch — aber den Falken hat schon Kurenberger 100 Jahre früher in die Lüfte steigen lassen. Vor Wien ergreift ihn (im Frühjahr 1277 oder 78) die Sehnsucht nach der Heimat und der Geliebten, er empfindet das Kommen des Frühlings mit doppelter Inbrunst, und warm werdend, schreibt er mit anmutiger, naiver Frömmigkeit:

¹⁾ (muot = Sinn.) — ²⁾ (sender = Schwender, Liebestanker). — ³⁾ (guot = Gutes). — ⁴⁾ (müez = möge). — ⁵⁾ (dirre = dieser.) — ⁶⁾ (vart = Heerfahrt). — ⁷⁾ (vert = fährt). — ⁸⁾ (dazs = daß sic).

Schöne bringent dur daz¹⁾ gras
 bluomen manger leien²⁾.
 swer³⁾ den winter traric was,
 der seh an den meien⁴⁾,
 wie der heide und ouwe hat bekleidet,
 wie der kleine vogellin von ungemüete⁵⁾
 der des meien kleider sneit⁶⁾, [scheidet.)
 der hat schoene⁷⁾ und zühte vil
 an mis herzen trät⁸⁾ geleit.

„Mis herzen trät!“ Ist das noch Minnesang? Ist das die hohe Dame, der man sich kaum zu nähern wagt, vor der man verstummt, deren Baschwasser man trinkt (um an Lichtensteins Abenteuer zu erinnern), der man abgeschlagene Finger in grünem Sammetfutteral schickt, um von ihr anlässlich eines nächtlichen Besuches in den Burggraben hintergeworfen zu werden? Nein, das ist Leben, das ist Empfindung, keine Fiktion. Es wäre auch gar nicht zu verstehen, warum Steinmar in einem fingierten Sehnsuchtslied gerade Wien hätte erwähnen sollen — ein solches hätte er überall ersinnen können. Ähnlich steht es mit dem Lied (Nr. 12), das er auf der Heerfahrt des Königs nach Meissen geschrieben hat. Auch dieses Gedicht ist aus dem Erleben heraus gedichtet; als geborner Realist zeichnet er nebenbei ein kleines Situationsbild: Viel der kalten Nächte erleiden sie auf dieser späten Fahrt, Reif liegt auf den Auen; bald, fürchtet er, wird Reif und Schnee an ihnen wüten und — Bier muß er dazu trinken! Er hofft, daß er sich in kurzer Zeit wieder im lichten Augenglanz der geliebten „frouwe“ werde spiegeln können, und vergleicht sie mit einer Rose in süßem Taue. Ist nicht auch das sechste Lied in der Fremde geschrieben? Er hat sich nach ihr verdonnen und versehnt; er hofft, sie wieder zu sehen, ehe Heide und Aue grün wird.

Vil senelichez jammerschriden⁹⁾
 rüschet in dem herzen mîn
 nach ir vil süezen ougenbliden.

Im zehnten Liede findet er für die gleiche Empfindung ein prächtiges Bild:

1) (dur = durch.) — 2) (manger leien = mancher Art.) — 3) was (swer = wer immer, war.) — 4) meien = Mat.) — 5) (ungemüete = Leid, Mißmut.) — 6) sneit = schneidet.) — 7) (schoene = Schönheit, zuchtvolle Sitte, Anstand.) — 8) (mis herzen trät = meines Herzens Liebling.) — 9) (jammerschriden = Auffahren vor Leib.)

so leb ich in sendem¹⁾ ungemache;
 vor minnen schriden²⁾ ich
 mich tächen als ein ente sich,
 die snelle vassen jagent in einem bache.

Daß diese Lieder der ersten Periode seines Schaffens angehören, zeigt sich auch darin, daß ihnen ein eigentliches Motiv fehlt; sie enthalten statt einer klaren Situation, statt eines durchgeführten Grundgedankens in loser Folge die dem Minnesang konventionellen Liebesgedanken. Ihre Bedeutung liegt in der Wärme des Tones und in der Schönheit einiger Bilder.

In drei Gedichten (4, 9, 13) müssen wir uns fragen, ob Steinmar parodistische Tendenzen habe. Offenbar gehören diese Lieder einer spätern Zeit an, Steinmar wird kühner; er greift zu gewagten Bildern; er steigert, er übertreibt. Sehr ausdrucksvoll sagt er, er müsse Wehe über seine Augen schreien; denn durch seine „ganzen“ (d. h. unversehrten) Augen kam die Geliebte in sein Herz hinein (die Minnesänger staunten immer wieder über dieses „Augenwunder“); so sagt Reiman:

ein minneclichez wunder dō geschach:
 si gie³⁾ mir also sanfte dur mîn ougen,
 daz si sich in der enge niene stiez.
 in mînem herzen si sich nider liez.

Dann steigert Steinmar und wird grotesk:

Als⁴⁾ ein swîn in einem sacke
 vert mîn herze hin und dar⁵⁾.
 wildeclicher danne ein trache⁶⁾
 viht⁷⁾ ez von mir zuo⁸⁾ zir gar.
 ez wil üz durch ganze⁹⁾ brust
 von mir zuo der saeldenrichen¹⁰⁾:
 also stark ist sin gelust.

In diesen Versen will die Kritik die Parodie einer ähnlichen Stelle bei Lichtenstein sehen, während Steinmar wohl einfach das treffendste und drastischste Bild gesucht und es dabei etwa an Geschmack hat fehlen lassen. Ähnlich ruft er im neunten Liede mit humoristischer Uebertreibung:

1) (sendem = sehnsuchtsvollem.) — 2) (schriden = auffahren.) — 3) (gie = ging.) — 4) (als = wie.) — 5) (hin und dar = hin und her.) — 6) (trache = Drache.) — 7) (viht = ringt.) — 8) (zuo zir = zu ihr.) — 9) (ganze, wie oben = durch die Wand der Brust hindurch.) — 10) (saelde = Segen, Glück, vgl. Selbdwyla!)

Es möcht in die felsen gân¹⁾
 daz²⁾ ich her³⁾ geflöhhet hân,
 unde möcht ouch herten⁴⁾ vlsins gelinden⁵⁾.
 des meres grunt
 dem möchte kunt
 sin mîn langez wüefen⁶⁾,
 sit⁷⁾ mich an der minne tor nieman hoeret
 [rüefen).

Das dreizehnte Lied beginnt mit einer erstaunlichen Strophe:

Ich will gruonen mit der sât,
 die so wunneclîchen stât:
 ich will mit dien⁸⁾ bluomen blüen
 und mit den vogellîn singen,
 ich will luoben sô der wald
 sam⁹⁾ diu heide sin gestalt¹⁰⁾:
 ich wil mich nicht lâzen müen,
 mit allen bluomen springen¹¹⁾,
 ich wil ze liebe mîner lieben frouwen
 mit des vil süezen meien touwe¹²⁾ touwen.

Da haben wir die Parodie, sagt die Literaturgeschichte! Tannhäuser will der Geliebten zuliebe den Rhein ablenken, den Mond seines Scheines berauben, einen Stern vom Himmel holen; Steinmar macht es ihm nach und will mit der Saat grünen usw. Greift man sich nicht an den Kopf angesichts derartigen poetischen Verständnisses? Kann man denn so blind sein für den Unterschied zwischen Tannhäusers grober, plumper Parodie und Steinmars entzückender Schalkhaftigkeit? Natürlich weiß Steinmar auch, daß man nicht mit den Blumen blühen kann, äußerlich! Aber er weiß, daß man all das innerlich mit erleben kann und daß man es doppelt und zehnfach miterlebt, wenn — ja, wenn das erfüllt ist, was er eben als Bedingung stellt: „ob (= wenn) si mich troesten wil.“ Steinmar legt hier Zeugnis ab von einem erstaunlich starken und innigen Naturgefühl; er sagt in seinen Versen etwa das gleiche, wie Theodor Storm 600 Jahre später:

Ich fühle, die sich hold bezeigen,
 Die Geister aus der Erde steigen.
 Das Leben fließet wie ein Traum —
 Mir ist wie Blume, Blatt und Baum.

Steinmar ist eine einfache, schlichte,

1) (gân = gehen.) — 2) daz = was.) — 3) (her = bis jetzt.) — 4) (herten vlsins = harten Stein.) — 5) (gelinden = erweichen.) — 6) (wüefen = Klagegeschrei.) — 7) (sit = da doch.) — 8) (dien = den.) — 9) (sam = wie.) — 10) (gestalt = beschaffen.) — 11) (springen = spritzen.) — 12) (touwe = Tau.)

fromme Natur. Er ist durchaus gesund und nicht von literarischer Uebersättigung angefränfelt; er betreibt seine Kunst mit breitem Lachen, aber großem innerem Ernst; sie ist immer primär (wenn auch oft Nachahmung), nie Parodie, Literatur über Literatur.

Dem scheint allerdings das Tagelied in der Scheune (Nr. 8) zu widersprechen. (Die stereotype Situation des von den Minnesängern bis zur Absurdität gesungenen und nachgesungenen Tageliedes ist die des zweiten Aktes in Wagners „Tristan und Isolde“: Der Ritter schleicht sich nächtlicherweile zur Dame seines Herzens; ein Wächter [bei Wagner ist es Brangäne] behütet die beiden und weckt sie am Morgen mit seinem Ruf). Steinmar biegt das Motiv ins Bäurische um: Ein Knecht und eine Bauernmagd schlafen im Heu bis zum lichten Morgen; der Hirt weckt sie durch seinen lauten Ruf: „Wol ûf, lâz ûz die hert!“ Sie fahren auf: „Daz hî, daz ob im lac, daz ersach diu reine ûf fliegen in den tac.“

Das ist ein köstliches Interieur, würdig eines Holländers, eine fast impressionistische Studie, abgesehen von dem schalkhaften Humor, daß die Bauerndirne gerade in dieser Lage nach höfischer Terminologie „die reine“ heißen muß! Das läßt das Gedicht als Parodie erscheinen; es ist aber vielleicht eine ungewollte; denn in einem andern Liede (Nr. 5) beweist Steinmar seine naive Gutgläubigkeit, indem er mit der ernsthaftesten Miene darüber abhandelt, ob es nicht besser wäre, in solcher Lage einen Freund als Wächter mitzunehmen oder überhaupt nicht zu schlafen!

Damit sind wir schon mitten im bäuerlichen Milieu. Steinmar hat inzwischen wohl die Gedichte Neidharts oder seiner Nachfolger kennen gelernt; er nimmt nun kein Blatt mehr vor den Mund: seine Geliebte ist eine süße Bauerndirn, die „nâch frâte (= Gras) gât“. Im Winter war sie im Hause eingesperrt, nun geht sie auf die Heide, um Blumen zu einem Kranze zu pflücken, den sie zum Tanze tragen will. Im Garten gibt sie ihm ein Stelldichein, wobei sie vor ihrer Mutter auf der Hut sein müssen. Künstlerisch höher als dieses Gedicht, das nur eine lose Verbindung von

epischer und lyrischer Aussprache ist, stehen die beiden andern Lieder der „niedern“ Minne, ein in diesem Falle nicht ganz unberechtigter Ausdruck! Da fehlt es nun nicht an einem einheitlichen Thema, das nach allen Regeln der Kunst durchgeführt und gesteigert wird; es handelt sich um ein kleines Geschäft: eine hübsche Bauern-dirn will dem übermütigen Gesellen ihre Gunst gewähren, wenn er ihr ein Stück Leinen, ein Paar Schuhe und einen Schrein schenkt.

Dieses Motiv ist im elften Liede mit wildester Ausgelassenheit, tollstem Uebermut ausgeführt, begleitet von dröhnendem Gelächter: „Herzentrout, meine Königin“, lacht er mit gutmütigem Spott, „was soll der Schrein? Willst du eine Pfalterfrau, eine Betschwester werden?“ Dann wird er etwas boshaft: „Wie willst du den Winter überstehen? Erliebest du mir die Gabe, so kaufte ich etwas über dich; du kannst dich ja vor Armut nicht bekleiden, und deine Decke ist aus alten Säcken!“ Ihre Antwort ist nicht minder treffend, aber so übermütig, so derb, so verwegen, daß sie dieses außerordentliche Gedicht aus allen Anthologien verbannt. Das andere Gedicht (Nr. 14), das das gleiche Motiv behandelt, ist im Ton launiger Schalkhaftigkeit geschrieben. „Wie reich müßte ich werden, daß ich ihr die Schuhe beschuhen könnte!“ ruft er spottend aus, und dann läßt der Schalk den wahren Grund, warum er auf den Handel nicht eingeht, durchblicken: Sie besorgt den Meierhof; oft muß sie hinter dem Pfluge stillstehen, um sich den Schweiß abzuwischen und sich abzukühlen. Und nun befürchtet der fröhliche Sänger, daß sie ihn dazu nähme, ihr den Wagen stoßen zu helfen, wenn er stehen bleibt, und mit seinem Singen wäre es vorbei! Aber — auch er „will die Freiheit nicht verkaufen“, er begrüßt den kommenden Sommer und beschuht ihr die Füße nicht:

sumer, sumer süeze,
vür winter ich dich grüeze:
ich schuohē ihr nicht der füeze!

Noch schrankenloser aber bricht der wilde Humor durch in seinem Herbstliede. Da er in der Liebe wenig Glück hat („ein armez minnerlîn ist rehte ein marte-raere“ ... (= Martyrer), wendet er sich

vom Maien ab und ergibt sich dem Herbst; ihn will er fortan lobpreisen und seinen Gaben Ehre antun.

Da sitzt er nun mit drei Kumpanen in einer Weinlaube (so zeigt ihn das Bild in der Pariser Niederhandschrift) und mit Gelächter und Lärm ruft er nach dem Wirt: Fische soll er herbeischaffen, mehr als zehn Arten, Gänse, Hühner, Vögel, Schweine, Würste, Pfauen und — Wein vom welschen Lande! Und wenn ihm vom Wein der Arm erschläfft, so soll der Wirt aus Freundschaft weiter in ihn hineingießen. Eine Straße geht durch ihn, darauf schaffe der Wirt Vorrat von Speisen aller Art und so viel Wein, daß er ein Mühlerad zu treiben vermöchte! Auf einer Rippe aber steht seine Seele, die vor dem Strom des Weines fliehend darauf gehüpft ist!

Hier sind wir ganz bei Steinmar. Er hat sich in diesem Herbstlied völlig zu sich selbst durchgerungen, hat alle Fesseln der Tradition, der Mode, der Autorität abgestreift; als derber, ungeleakter Schweizer steht er vor uns, ein handfester, trinklustiger Gesell von strohender Kraft und Gesundheit und brutal übermütiger Laune. Und mit dem vollen Einsatz seiner Persönlichkeit erreicht er auch die volle Höhe seines künstlerischen Wuchses; ein ganzes Bündel prächtiger Bilder bindet er und überbietet alle mit seinem Haupttrumpf, dem genialen Einfall:

mīne sēle āf eime rippe stāt
wāsen ¹⁾! diu von dem wīne drāf gehūppet hāt.

Daß diese Stelle ihre Wirkung tat, beweist uns ihr Wiederauftauchen in einer ungefähr aus dem Jahre 1290 stammenden österreichischen Satire. Ein alter Ritter (fälschlich Seifrit Helbling genannt), geißelt das Eindringen fremder Ansitten und Modetorheiten in österreichische Länder:

dar zuo hat got geschaffen,
manegen öster ²⁾ affen:
swaz man dem affen vortuot
daz tuot er nach und dunkt in guot!

So läßt er denn auch einen gedehnten Junker vor einem Wirtshause aufreiten und nach der Wirtin rufen:

¹⁾ (wāsen = Ausruf für Freude und Selb, hier vielleicht = hollah!) — ²⁾ (öster = österreichisch.)

Brouwe, tragt in die liute ¹⁾ win
lât ²⁾ wâzer trinken diu swin!

Den Becher zum Munde führend,
ruft er seiner Seele zu:

Brou sêle, sit ir dinne ³⁾?
ich rât iu, sô ich beste kan,
wand ⁴⁾ ich bin iuwer sippe ⁵⁾:
tretet uf ein rippe
welt ir nicht ertrinken.

Diese köstliche Stelle ist nicht eine Nachahmung, sondern eine Persiflage des Steinmarschen Einfalles; die ganze Satire richtet sich gegen die fremden Eindringlinge, besonders gegen die Schwaben (d. h. die Habsburger und ihren Anhang).

Zum Schlusse noch ein paar Andeutungen über Steinmars Form. Er übernimmt die dreiteilige Form (zwei Stollen und ein Abgesang) des höfischen Gedichtes und führt sie anfangs streng durch. Seine Reime sind rein, sein Strophenbau ist einfach und konventionell. Parallel seiner stofflichen Emanzipation von den traditionellen Motiven des Minnesanges und seinem Uebergang zu Themen aus dem eigenen, täglichen Erleben, geht seine Befreiung von der strengen Form; er wird freier, kühner und lebendiger in seinen „Tönen“. Im Herbstliede wird er ebenso unbotmäßig gegen die Form des höfischen wie gegen die des guten Tones.

Besonders kunstvoll und mannigfaltig verwendet Steinmar den Kehrreim; was aber alle diese Künste über den Rang von Künsteleien hinaushebt und zu künstlerischen Feinheiten stempelt, ist der innere Rhythmus, von dem sie getragen werden. So erreicht denn Steinmar einen hinreißenden Schwung, eine volkstümliche Frische des Tones, wie er sich in jener Zeit selten findet.

Und so tritt er uns denn aus seinen Liedern entgegen: Eine kräftige, gesunde, unverdorrene Schweizernatur, ein ursprünglicher und schöpferischer Dichter — in eine Zeit des Niederganges hinein geboren und dadurch zum Epigonen ge-

worden, ohne daß er doch unter der Raegenjammerstimmung des Epigontums leidet, ohne daß er mit nervöser Prestiosität nach neuen Motiven jagt, mit virtuosen Reimspielereien die Blößen der angekränkelten Persönlichkeit zu verdecken sucht, ohne daß er, gereizt durch den Gegensatz der großen klassischen Form und der eigenen Nichtigkeit, in höhnisches Gelächter ausbricht. Mit schlichter Innigkeit versucht er diese Form noch einmal mit Empfindung zu füllen, kommt aber doch bald zur Einsicht, daß sie seiner Natur nicht liegt, und nun wendet er sich seinem eigenen Erlebnis zu, greift unbekümmert ins Leben und faßt es, wo es ihm gefällt: da nämlich, wo es recht derb und fröhlich zugeht.

Er streicht den Bauerndirnen nach und sitzt mit den Bauern zu Tisch, schlemmt nach Noten und singt ihnen seine lustigen Lieder. Denn er ist ein Schalk; überall blitzen die Lichter seines Humors: vom traurig übermütigen Lächeln bis zum dröhnenden Lachen des Uebermutes. Gleichzeitig befreit er sich von den Fesseln der Tradition und ringt sich zu seinem eigenen Ton durch, frisch, schwungvoll, übermütig, wie er selber ist. Als geborener Realist malt er mit breitem Pinsel; saftig ist seine Farbe; plastisch und wahr die Zeichnung. Er kennt keine Schminke, keinen Theaterputz; sein Humor vermag auch kraße Derbheiten noch genießbar zu machen; Uebertreibungen, die an das Geschmacklose streifen. In all dem: in der sonderbaren Mischung von nüchtern realistischen Sinn mit bildschaffender Phantasie, ja mit einem Hang zu phantastischer Uebertreibung, in diesem lachenden Humor, dieser Welt- und Wirklichkeitsfreude, in der schlichten Ehrlichkeit der Natur, der kraftvollen Originalität des Künstlers möchten wir Züge sehen, die in gewaltiger Steigerung bei den Großen unserer Dichtung, bei Gottshelf und Keller wiederkehren; in Steinmars Gedichten somit einen fernen Aufklang zur schweizerischen Dichtung, aus einer Zeit, da die politische Schweiz sich eben erst in den Bergen der Waldstätte zu bilden begann.

¹⁾ (liute = Leute.) — ²⁾ (lât = laffet, swin = Schweine.)
³⁾ (dinne = drinnen.) — ⁴⁾ (wand = denn.) — ⁵⁾ (sippe = der Verwandte.)